

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 57 (1953-1954)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Carl Maria von Weber spielt  
**Autor:** Heer, Gottlieb Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-663429>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

hastenden, eilenden, keine Zeit habenden Menschheit der Gegenwart ist das Vorurteil das bequemste Mittel, um nicht denken zu müssen. Denn das Denken erfordert bedächtigen Sinn und ruhige Seelenstimmung.

Vollkommener Mangel an jedem Vorurteil ist die bedingende Grundlage für Gerechtigkeit. Und weil das Vorurteil eine so beherrschende Rolle spielt, ist auch unsere Zeit so wenig gerecht. Sie urteilt nach Schlagworten, die nichts anderes sind als die sprachliche Formulierung von Majoritätsvorurteilen. Sie untersucht und prüft weniger den Wert und die Qualität der Ware, als dass sie sich durch Reklame ein Vorurteil (hier im positivem Sinne) ansuggerieren lässt. Religiöse, politische, soziale Vorurteile hindern die freundliche Bezie-

hung von Mensch zu Mensch, setzen dem Nebemenschen die Maske des betreffenden Vorurteils auf und verhindern einen Blick in sein Herz, ein Urteil über seine Seele. Und damit wächst der Hass, damit werden Gemeinschaften zerstört, die wichtiger sind als diejenigen, die durch Vorurteile sich bilden. Mit den herrschenden Vorurteilen wächst die Masse der kritiklosen Menschen, deren einzigmögliches Schicksal es ist, Sklaven irgendwelcher Systeme und Richtungen zu werden. Eine wichtige Aufgabe der Erziehung ist es aber, schon dem Kinde zu zeigen, dass Vorurteile Schwächen bedeuten, und dass erst *der* Mensch innerlich wirklich frei ist, der vorurteilsfrei ist.

(Aus «Der Augenblick ist Ewigkeit», von Franz Carl Endres, Rascher-Verlag, Zürich.)

## Carl Maria von Weber *spielt*

VON GOTTLIEB HEINRICH HEER

Man sass nach der Mahlzeit noch gesellig unter den Platanen und in der Abendmilde, liess die Gläser aneinanderklingen und unterhielt sich angeregt, bis der Hausherr, der Baron von Högger, auf einmal verstummte und ins Weite wies.

Am fernen Horizont hatte sich die Sonne zur makellosen Feuerscheibe geklärt, und das Gestirn warf einen Brand über die Seeflut im Tal, so dass ein lohender Glanz von Rot und Gold alle Wellen zu entzünden schien, indes der Himmel über den flimmernden Hügelkuppen allmählich sich verdunkelte und seine höchste Wölbung bereits stahlblau zu erstarren begann.

Die kleine Gesellschaft erhob sich und trat an die Mauerrampe des Parkes, um das Farbengewirk dieses Sonnenuntergangs frei und unverbauten Blickes zu bewundern.

Carl Maria hielt sich unwillkürlich zurück, als während dieser allgemeinen Bewegung der Arm der jungen Baroness Agathe ihn streifte. Er schaute ihr nach, da sie etwas abseits über die Mauer lehnte, und mehr als aller Glanz der Lüfte packte es ihn, wie sich die Glutröte des sinkenden Gestirns in ihren Locken verfing und sie zu einem Geglitzer entzündete, indes ein unruhiges Licht die

Gestalt des Mädchens umfloss und ihre Umrisse überblendete.

Ihm war, als greife dieses Geglitzer auf ihn über, und es entfachte in ihm dieselbe sprühende Unrast, mit der es dort das vorgeneigte Haupt umspielte,

Carl Maria sog das auf ihn zuflutende Irrlicht berauscht in sich hinein. Der feste Boden unter ihm schien unmerklich zu wanken, und er schloss taumelig die Augen.

Da er sie wieder öffnete, lenkte er den Blick haltsuchend ins Laubwerk der Bäume empor. Ein Lufthauch wisperte durch die Blätter. Kurz lauschte der Musiker in den Abendschatten hinauf.

Dann aber trieb ihn die entflammte Unruhe hinweg und zugleich in ureigene und wenigstens vorerst noch gesicherte Bereiche. Er schlich sich, ohne dass sein Entweichen bemerkt worden wäre, davon und entfernte sich eilends um die Ecke zum Schlosstor.

Nach einer Weile versunkenen Schauens reckte sich der Baron, wie aus der Ferne angerufen, an der Mauerrampe. Er drehte verwundert den Kopf und horchte auf, indes auch die anderen sich betroffen regten.

Er glaubte, leise Töne vernommen zu haben, wie

das schlummertrunkene Getriller einer Grasmücke. Gespannt spähte er durch den Park, und jetzt entdeckte er plötzlich, dass sein Gast verschwunden war.

Im gleichen Augenblick aber flirrte dasselbe Trillern erneut durch den stillen Gartenhain und setzte sich dann als eine hüpfende, einstimmige Melodie fort.

«Carl Maria von Weber spielt...» flüsterte Högger, als würde ein stärkerer Laut die sich wiederholenden Klangfiguren stören, die nun deutlich und vereint mit einer erst flüchtig hingetupften Begleitung aus einem offenen Schlossfenster zu ebener Erde in den Abend hinaustanzten.

Ueber Höggers Gesicht griff bewegte Freude.

Der Künstler schien ihm da einen Wunsch ebenso wortlos zu erfüllen, wie er ihn schon den ganzen Tag wortlos gehegt, weil er sich nicht mit einer Bitte den Anschein geben wollte, als fordere er ein Entgelt für die Gastfreundschaft.

Mit einer raschen Gebärde drängte er die Seinen und den Maler Biedermann, der ebenfalls bei ihm zu Besuch weilte, ihm ins Schloss zu folgen.

Als eben am Flügel unter den ausgreifenden Händen Carl Marias das anfänglich spielerische Thema zum erstenmal wie ein Jubelruf aufrauschte, huschten sie über die Schwelle des Musikzimmers. Sie liessen sich lautlos nieder und lauschten der freien Phantasie des Komponisten.

Dass die Kunst eines solchen Spiels, einzig in seiner Art, der Ruhm des jugendlichen Pianisten sei, hätte der Baron den Seinen nicht mehr mit einem stummen Fingerzeig zu bedeuten brauchen. Denn sie gerieten unwillkürlich in die Gewalt der Klänge, die der Künstler so überlegen beherrschte, dass er, selbst in höchster Inanspruchnahme noch für die Aussenwelt hellhörig, mitten in der Entwicklung seiner Variationen zu kurzem Einverständnis über die Schulter zurücklächelte.

Der Baron genoss mit wachsendem Entzücken das Spiel Carl Maria von Webers, der ruhig am Flügel sass und Drang und Fülle seiner Eingebung weder in ungebändigem Heben und Senken des Kopfes noch durch unvermitteltes Emporschnellen des Körpers auf dem lehnlosen Sitz verriet. Je leidenschaftlicher die Töne dem Instrument entströmten, desto gebändigter schienen sie entsandt von einer klaren, aufrechten Haltung des Musikers und einer Bewusstheit, welche die Finger wie aufs Elfenbein gebannt über die Tasten gleiten liess.

Högger verfolgte mit erfahrener und deshalb um so bereiterem Sinn, wie sich das liedhafte

Thema der Phantasie, aufwärts geführt und abwärts geleitet, in der Umkehrung gleichsam nekisch um sich selber drehte, sich zu wahrer Lebensglut vergrösserte und dann wiederum sich zusammenzog, als ob sein Gedanke plötzlich die Enthüllung scheute.

Indes er auch gespannt erhörte, wie die stets wiederkehrende Melodie sich für eine Weile in den weichen Samt der Molltonart hüllte, bewegte das Spiel seine Frau Elisabeth weniger klar und bestimmt.

Sie hörte immer wieder die Weise einer, wie ihr schien leichtgeschürzten Canzonette durch die Dämmerung des Raumes trällern... Wie ein oft ausbrechendes, oft nur kircherndes Schelmenlachen umsprang es sie; und dennoch glaubte sie, wenn die lockere Melodie unversehens gewichtiger wurde und sich einem Anschwellen der Begleitung verband, dieses Lachen und hohe Singen versickere in einer Klage der tieferen Lagen. So war ihr denn, das Spiel offenbare eine unergündliche Seele und verberge zu gleicher Zeit auch ihre Geheimnisse.

Carl Maria von Weber schien ihr wiederum ferner gerückt. Eine verschwiegene Unrast überkam sie mit dieser helldunklen Musik; aber dabei fühlte sie auch, während sie halb sann, halb lauschte, dass jene kaum wahrnehmbare Schwere von ihrem Herzen wich, die seit dem Morgen des gestrigen Tages wider Willen dort gelastet hatte.

Ihr Blick fiel zufällig auf den Maler, der geduckt in einer Ecke sass. Da fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, das trällernde Motiv der Weberschen Variationen zeuge eigentlich von einem ähnlichen Geist wie das kaum deutbare Zucken, das eben über Biedermanns Brauen huschte.

Des Malers Wissen und Neigung waren dem Reich der Töne, wie Begeisterte das nannten, weniger verbunden und untertan. Er verdeckte kaum einen zwiespältigen Eindruck. Zwar riss das Spiel, zumal wenn die Klangfülle wie ein Sturm über den Wellen oder in den Forsten auforgelte, auch ihn zu Bewunderung hin. Sie galt jedoch mehr der unglaublichen Fertigkeit zweier schmaler Hände, die dem schwarzen Kasten dort einen so grossartigen Spektakel entlockten, als der Erfindung der Melodien und des wahrhaft bestrickenden Tongewirks. Dieses umbrandete ihn nur als unfassliches Gewoge, das ihn gleich einem verlorenen Schiff auf und nieder und wider Willen herumzuwerfen drohte.

Gegen einen solchen Ansturm suchte er sich



zur Wehr zu setzen, indem er den Sinn ins eigene, so unvergleichlich stillere Handwerk flüchtete.

Wohl wusste ja auch er zu spielen, doch mit greifbaren Farben und Formen, und sie vermochten fraglos durch ihre Leuchtkraft und ihr harmonisches Gefüge ebenfalls die Begeisterung der Menschen anzufachen. Doch ein solches Feuer schien ihn, als in einem sichtbaren Herd entzündet, die Herzen eher zu erwärmen, als sie gefährlich zu sengen wie dieses Geflamme aus den Tiefen eines Vulkans.

Der unwillkürliche Vergleich der Künste erweckte in Biedermann eine unbewusste Eifersucht auf den Musiker, der zugegebenermaßen das Seine so wohl erworben hatte wie er, der Maler, dem es aber zudem gelang, durch einen raschen Zauber seine Zuhörer gefangen zu nehmen und gleichsam zu entführen.

Während er sich diesem Bann zwar selber nicht ganz entziehen konnte, lehnte er sich innerlich gegen die fremde Gewalt der Klänge auf: nicht wie die Labe klaren Lebenswassers erfüllte sie die Gemüter, nein, sie berauschte wie starker, südlicher Wein!

Der Maler gab sich keine Rechenschaft darüber, ob diese Auflehnung wirklich die Musik treffe oder nicht am Ende viel eher den Musiker. Aber er schielte unter gesenkten Lidern zu Agathe hinüber und nickte sich selber zu, als finde er in ihrer Haltung seine Eindrücke bestätigt.

Sie sass mit geschlossenen Augen im Hintergrunde des Raumes. Ihr Kopf lag an der Seitenlehne eins mit blumiger Seide bezogenen Sessels, doch so leicht, als ruhe er in unsichtbar stützender Hand. Indes eine selbstferne Seligkeit um ihre Lippen griff, hob und senkte sich ihre Brust über geschwelltem Atem.

Das Spiel Carl Maria von Webers entrückte Agathe in ein Traumgefilde, durch das sie eine Weile schwerelos dahinschwebte. Gleich den bunten Schmetterlingen, die auf einer Sonnenflur über duftende Blüten gaukelten, umflügelten sie, die ihre jungen Sommertage heiter durchflatterte, die Töne der liedhaften Weise.

Aber unversehens huschten auch Wolkenschatten über diese lichte Flur, und eine unfassliche Stimme schien ihr in ihrem Dahintanzen Einhalt zu gebieten, wenn dunklere Klänge das helle Trälern durchbrachen.

Agathes Herz pochte plötzlich heftiger, da ihr war, jetzt singe Carl Maria selber in seiner Musik mit und mahne sie, nicht nur von leichten Weisen

sich dahintragen zu lassen, sondern auch in die Tiefen hinabzulauschen, aus denen sie emporstiegen. Eine unerklärliche Bangnis über sich selber flüsterte durch ihre Seele und wurde rasch überwunden vom leisen Ruf einer unbekannten Sehnsucht, hinabzugleiten in jene schwereren und dunkleren Gründe.

So wusste Agathe denn kaum mehr, wo sie war, als das Spiel der Töne noch einmal mächtig aufjubilte, dann allmählich sich zurückfand zur zierlichen Trillerweise des Anfangs und endlich leis in der Dämmerung verhallte.

Eine kurze Stille legte sich in den weiten Raum, von den bereits dem Dunkel verwobenen Wandbehängen bis zum letzten matten Schein auf den Gesimsen. Ein scheues Schweigen beherrschte die kleine Gesellschaft, die dem Verwehn der Klänge nachhorchte, und einzig am Flügel, wo Carl Maria zögernd die Hände von den Tasten zog, regte sich ein verschwommener Schatten.

Dann aber brach der Baron den Bann; er sprang auf und schloss den Musiker, der sich ebenfalls erhob, gerührt in die Arme.

«Welch ein köstliches Gastgeschenk!» rief er, ihn wieder freigebend, aus. «Sie haben die höchste Erwartung weit übertroffen, die sehnlichsten Wünsche mehr als erfüllt, Herr von Weber... Dieses neue Lied und seine Variationen müssen unvergänglich bleiben. Halten Sie, ich bitte Sie, das Stück als eine lebendige Erinnerung an Wolfsberg fest und schreiben Sie es auf... Es verschwistert heitere Laune und mahnende Herzensschwere ganz einzigartig... Wahrlich: in nie vernommener Eindringlichkeit ergriff es Sinn und Seele!»

Und er sang das Thema, das in ihm haftete, vor sich hin, beschwingt die Hand im Takte wiegend.

Carl Maria lehnte sich an den Flügel. Trotz aller Verwöhntheit durch Lob und Ruhm in weiter Welt wurde er vor dieser Hingabe etwas verlegen, die kaum ahnte, welch verschwiegener Quell seine Klänge emporgewirbelt hatte. Aber die eigene neue Weise bestrickte ihn auch selber noch, so dass er unwillkürlich, doch für niemanden vernehmlich, die Worte seiner Canzonette mitflüsterte:

«D'ogni amator la fede è sempre mal sicura...»

Daraufhin aber riss er sich aus dem Gespinnst der Sinne und wehrte den Dank seines Gastgeber lebhaft ab:

«Nicht ich bin es, der hier Erwartungen übertroffen hat, Herr von Högger! Ihr Wolfsberg ist es... Er hat mir einen lang gehegten Wunsch erfüllt!»

Damit drehte er sich dem Flügel zu, strich zärtlich bewundernd über die Tasten und beugte sich dann unter den aufgestellten Deckel. Er umkostete, das leicht Federnde ihres Filzes prüfend, einige der Hämmerchen, die schon im Dunkel lagen, und die Freude des Pianisten an einem auserlesenen Instrument verscheuchte für eine Weile alles Versonnene in seinen Zügen.

«Ja, wie oft habe ich mir schon gewünscht, einen der neuen Erardschen Flügel spielen zu dürfen... Und hier, auf Wolfsberg, habe ich zum erstenmal einen solchen entdeckt! Es ist ein Wunder, wie dieses französische Hammerklavier den Tastendruck überträgt, wie die Saiten unter dem feinsten Schlag empfindlich antworten und der Klang sich befreit. Da splittert kein unzulängliches Gezupfe mehr aus einem Spinett. Da scherbelt es nicht mehr gläsern wie zerbrechendes Geschirr... Da

ist alles Klarheit und Helle! Hören Sie nur, Herr Baron, hören Sie, wie rein und in ihrem ganzen Eigenwert gültig die Töne sich aneinanderreihen!»

Er setzte sich wieder an den Flügel, schlug ein paar Akkorde an und nickte bedeutsam in Högers Gesicht empor, der neben ihm stand und, der Güte seines Instrumentes wohl bewusst, nicht ohne Stolz auf die geschmeidigen Hände des Künstlers niederlächelte. So geriet Carl Maria wieder ins freie Phantasieren. Bald merkte er kaum mehr, dass ein Diener, auf das stille Geheiss des Barons, die Kerzenlichter entzündete, und er sah auch nicht, wie sich im Hintergrunde des Raums allmählich ein helles Augenpaar gross öffnete und im Glanz der Lichter und Klänge erstrahlte.

(Aus dem Roman «Spuk in der Wolfsschlucht» von Gottlieb Heinrich Heer, Verlag Fretz & Wasmuth, Zürich)

OTTO FREI

## Der gute Nachbar

Wir hatten uns entschlossen, der Stadt den Rücken zu kehren, meine Frau, unsere Kinder und ich, und an den Stadtrand in die Siedlung zu ziehen. Hier, am Stadtrand, dachten wir, würde es sich freier und schöner leben lassen. Die Enge der Mietkasernen, der Spektakel der Stadt, das ewige Geplänkel mit den Hausbewohnern — alles das würde mit einem Schlag ein Ende nehmen, alles das würde sich mit einem hübschen kleinen Haus im Grünen vertauschen lassen, zu dem es nur *einen* Schlüssel gab, und dieser Schlüssel würde der unsere sein. Wir waren der höchsten Erwartungen voll und träumten von einer Rückkehr ins Paradies.

Wir zogen aus, wir zogen um, wir liessen uns in der Siedlung häuslich nieder und richteten uns in unsern fünf kleinen Stuben wohnlich ein.

Dann aber, eines Tages, kam plötzlich das Erwachen. An einem jener Sommerabende, nachdem ich stolz und vergnügt einen Gang um unser Haus gemacht hatte, kam mir das Ungeheuerliche erstmals recht zum Bewusstsein: Die Nachbarn waren in ihren Gärten beschäftigt, und ich hatte mit jedem von ihnen einen kurzen Gruss getauscht. Jetzt, da ich meinen Rundgang beendet hatte, blieb

ich stehen und griff mir an den Kopf. Nicht weniger als siebenmal hatte ich grüssen müssen! Sieben Anstösser hatten sich rings um uns niedergelassen, sieben Nachbarn hatten einen Kreis um uns geschlossen — ein Umstand, der zu denken gab. Merkwürdig genug, dass mir das Bedrohliche dieser Lage erst jetzt zum Bewusstsein kam. Wahrhaftig, wir hatten uns hier, wie es schien, gehörig in die Nesseln gesetzt... Ich floh ins Haus. Dabei fiel mir das Wort des Dichters ein: «Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.» Im Dichterwort war zudem bescheidenlich von *einem* Nachbar die Rede, wir aber hatten deren sieben um uns geschart, einen ganzen Hagel von Anstössern, eine ganze Meute von Nachbarn — mit Verlaub zu sagen. Und wenn von ihnen nur jeder zweite sich als böse erweisen sollte, ach, welch eine Hölle des nachbarlichen Zusammenlebens konnte sich da auf-tun, welch Infernum auf Lebenszeit!

Die Zeit verstrich. Ich ging in mich und meditierte des langen und breiten über menschliche Tugend und menschliche Schwäche — auch über Bosheit und Neid, die beiden Unkräuter, von denen man weiss, dass sie in manchem Herzensgarten